

# Das Opfer [Fortsetzung]

Autor(en): **Goeringer, Irma**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **13 (1909)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572321>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

fertig. Der geue wir die Bildröscher in ihr lustiges Haar; tapfere Stachle habe die!

Clärchen. Danke, Frau Mat, solche kann man ab und zu brauchen auf dieser Welt (Cläre wird bekränzt).

Lottchen (trällert vor sich hin). Röslein sprach: Ich steche dich, daß du ewig denkst an mich — Und ich wills nicht leiden . . .

Rätin. Wirst der's vielleicht auch noch anschaffe müsse, die Dorne, mei goldiges Lottche du, mit deine liebrunde Bäckcher und dene Murikelaunge . . . Kennstis, deine Blümmerche!? (Lotte nimmt die Blumen) Wer hat nu noch nichts? Melbt sich keine als Rosekönigin? (Ginen Rosenkranz emporhaltend).

Die Mädchen (ohne Sophie und Minchen). Rica! Der ist der Rica!

Sophie. Was ist mit ihr? Melbet sich nicht einmal zur Königin?

Rica (die bisher zerstreut zur Seite gestanden, vertegen). Was ist? Was soll ich?

Rätin. Dich kränze lasse, Roseprinzesse!

Clärchen. Du bist die Schönste!

Die Mädchen. Ja, ja, die Schönste!

Rica (leise, bitter). Wozu?

Rätin. Wozu die Schönheit? Nu, als e Wohlthat vors Menschengeschlecht, das sich Frage und Affegeichter die Meng' gefalle lasse muß! Und dir, Kind, sei sie e' Sporn, auch schön zu werde, von inne 'eraus!

Bettina (in den Korb schauend). Rätin! Rätin! Im Korb ist noch was liegen geblieben! (Greift hinein) Was ist denn das? Blätter, Vorbeerblätter!

Sophie (hineingreifend). Und noch was! Ein Myrtenkränzchen! (Es auflegend — vor dem Spiegel). Ei, wie das steht! Nun noch einen Schleier mit Worten, duftig und weich . . .

Clärchen. Bräutigam mit Orden, adlig und reich! Das wäre, Sophiehchen, gelt?



Daniel Jhly, Genf. Der Morgen (Motiv bei St. Georges, Genf).

Rätin. Wirklich en Kranz? Den hab' ich ja gar nit bestellt! Hast du en Recht da drauf, Sophie?

Sophie (ihn zögernd herunternehmend). Nein, noch nicht, ich setz' ihn bloß zur Probe auf.

Annette. Ach, gib mir ihn auch einmal!

Minchen (verschämt). Nur ein Augenblickchen, sei so gut, Sophie!

Lotte. Ich will das Ding auch mal haben . . . Da, halt mir meine Blumen, Rica!

Rätin. Lieb Kinnerche, nie muß mer ebbes vorstelle wolle, was mer nicht is! Bleibt ihr einstweile bei eure Blümmerche! Den Kranz hebe mer auf, bis die sich meld't, der er gehört. Kommt, noch e Liedche zusamme! (Während sie die Strophe des Bundesliedes anstimmen, „Mit jedem Schritt wird weiter die rasche Lebensbahn“ fällt der Vorhang).

(Fortsetzung folgt).

## Das Opfer.

Novelle von Irma Goeringer, Berlin.

(Fortsetzung).

Edith machte an sich eine gründliche Wandlung ihrer Anschauungen durch, wenn sie in stillen Morgenstunden in dem Küchenwinkel ihrer Schwiegermutter hockte oder mit ihr an schönen Nachmittagen weite Spaziergänge unternahm, während Heinz dem Vater Gesellschaft leistete. Eine innige Ehrerbietung für die Mutter des Geliebten erwuchs in ihr und daneben der Wunsch, daß Heinz lernen möchte, mit ihren Augen zu sehen. Aber davon war er noch weit entfernt. Gerade zu Hause, wo er in der Mutter das die Männer bedienende Geschöpf sah, wurde seine Herrschsucht eher vermehrt als vermindert. „Weibergewäsch, Weiberdummheit, Weibergeiue“, das kehrte bald scherzend, bald ärgerlich in seinen Reden immer wieder. Weibe, Vater und Sohn, behandelten die Frau des Hauses mit einer nichtachtenden Ueber-

legenheit. Edith litt darunter; aber Frau Volker nahm es gemüthlich. Sie hatte auch ihr vollgerütteltes Maß Eigensinn, und was sie nicht wollte, dazu brachte sie kein Mensch. Hier scheiterte auch die vereinte Kraft der beiden Männer. Edith sah es mit Staunen; allmählich aber begriff sie, daß in diesem passiven Widerstand die Macht der Frau beruhte. Frau Volker erkannte wohl die Autorität des Mannes an; aber sie beugte sich ihr nicht unbedingt. Da man es nie für nötig hielt, ihr etwas geduldig auseinanderzusetzen, was ihr sehr heller Verstand sofort begriffen hätte, sondern sich mit dem kategorischen Imperativ begnügte, so verschanzte sie sich, wenn ihr etwas gegen den Willen ging, ohne Grundangabe einfach hinter ein unbeugjames „Ich will nicht!“ oder „Das tu' ich nicht!“

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

Karl Volker hatte sich im Laufe der Jahre daran schon gewöhnt, sodaß er sich mit einigen in höchst ruhigem, fast gemütlichem Ton vor sich hingefagten Verbheuten begnügte und den nutzlosen Kampf aufgab. Aber Heinz geriet dabei außer Rand und Band. Er besaß den Starrsinn der Mutter, verbunden mit einem überschaumenden Temperament. Es war ihm unfaßbar, daß es ihm nicht gelingen wollte, einen Frauenwillen zu brechen.

In diesen Augenblicken wandte er sich plötzlich an Edith, die sich bei derartigen Vorkommnissen wohlweislich neutral hielt: „Mädel, wenn du mir jemals ein solcher Dickkopf wirst . . . dann zerbreche ich dir alle Knochen im Leibe!“ Und er riß sie an sich, bligte sie mit den großen dunkeln Augen zornig an und beruhigte sich erst, wenn sie, in seine pressenden Arme geschmiegt, versicherte: „Nie, Heinz, nie werde ich etwas anders wollen als du! Du bist mein Herr, und ich gehorche dir — bedingungslos!“

„Nein, den möchte ich nicht zum Mann,“ sagte die Mutter lachend nach solchen Szenen. „Da wäre man ja seines Lebens nicht sicher!“

Aber Edith dachte anders. Ihr gefiel dieser Herrenwille, der in dem Weibe sein Eigentum sieht, das er rückhaltslos in jedem Gedanken, in jeder Regung befigen will. Sie dachte, daß damit auch ein großes Verantwortungsgesühl Hand in Hand gehen müsse, daß der Mann für das Weib dann auch in jeder Beziehung der Halt und die Vorsehung sei. So kam es bei ihr zu einem vollständigen Aufgeben der eigenen Wünsche, da ihr der höchste Wunsch, Heinz Volkers Gattin zu werden, gewährt war. Heinz bestimmte alles. Er leitete auch ihre Arbeiten. Sie war bis jetzt in einer falschen Richtung gegangen, hatte sich entweder an zu große Aufgaben gewagt oder in Spielereien verzettelt. Dadurch kam etwas Unklares, Verjchwommenes, Unsicheres in ihren Stil. Heinz gab ihr sicher und überzeugend die Richtung an. Er verwies sie auf das Kunstgewerbe. „Dabei wirst du etwas leisten,“ sagte er bestimmt. „Du steckst voll Talent bis an den Haarschopf; aber du hast keine Disziplin. Wann habt ihr Weiber sie je, wenn sie euch nicht von einem Manne beigebracht wird?“ Und er nahm sich ihrer gründlich an. Sie mußte regelmäßig ein paar Stunden am Tage arbeiten, und er gestattete ihr kein Aufhören, bis nicht das von ihm bestimmte Pensum erledigt war. Auf diese Weise kam sie rasch vorwärts.

Eines Tages fragte die Mutter: „Soll Edith dann auch noch zeichnen, wenn ihr verheiratet seid?“

Edith beugte sich tief über ihr Reißbrett. Sie selbst hatte sich die Frage oft vorgelegt, aber nie den Mut gehabt, ihren Verlobten damit zu behelligen.

„Natürlich soll sie! Edith kann gerade in ihrer Branche viel Geld verdienen, und da ich kein Krösus bin, wird das uns sehr lieb sein.“

„Na, dann leg' du nur ordentlich von deinem Geld bei Seite!“ riet die Schwiegermutter. „Gib' ihm nicht alles in die Hand; es muß ganz schön sein, eigenes Geld zu haben.“

„Dho!“ rief Heinz. „Du gibst ja nette Ratschläge, Mutter! Sie wird gefälligst jeden Pfennig abliefern. Ich bin der Herr im Hause, nicht wahr, mein Kind?“

Edith nickte. „Wenn ich dir nur recht viel ablie-

fern kann, Heinz! Ich bin sicher zufrieden mit dem, was du mir gibst; mehr will ich gar nicht!“

„Hoffentlich! Es würde dir auch nichts nützen, wenn's anders wäre. Wenn eine Ehe klappen soll, darf es nur eine Kasse und nur einen Willen geben. Hab' ich nicht recht, Vater?“

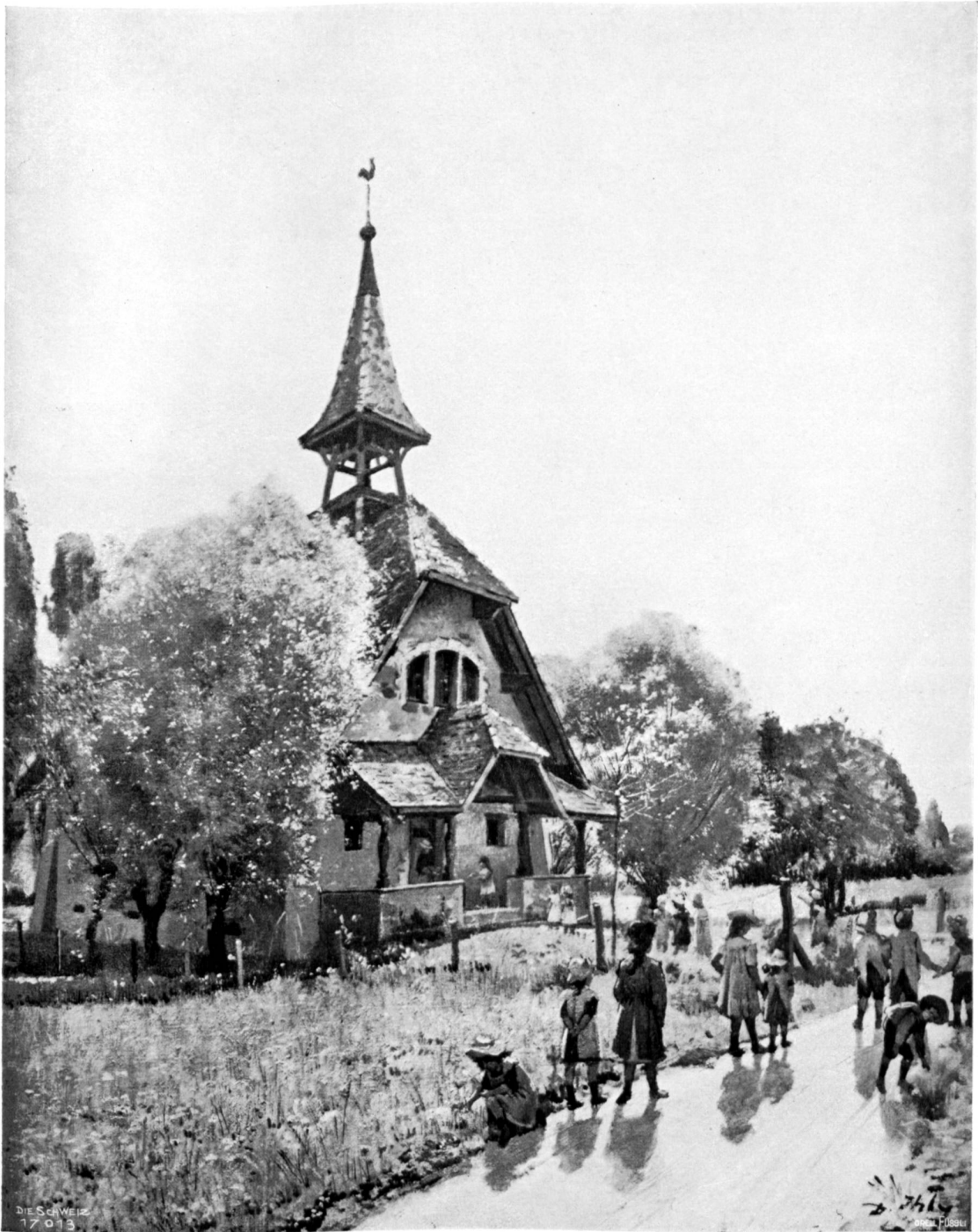
„Jawohl,“ jagte Karl Volker. „Deine Mutter hat das verdiente Geld auch immer abgegeben. Hätte es ihr auch nicht anders raten wollen! Was verstehen Weiber vom Geld! Nur 'rauswerfen können sie's!“

Edith mußte daran denken, mit welchen geschickten Hilfsmitteln sich Frau Volker heimlich kleine Summen zurückgelegt hatte, die dann als Goldfische den Weg in die Tasche des Sohnes fanden. Er wußte das freilich nicht, bedankte sich nur im allgemeinen für die monatlichen Geldsendungen beim Vater und ahnte nicht, daß manches Zehn- und Zwanzigmarkstück von der Mutter dazugegeben war. Dafür trug dann Frau Volker einen Mantel noch ein Jahr länger, als eigentlich möglich war, und tauschte ihrem Manne mit einer neuen Garnitur ein altes Kleid als „neues“ vor. Oder sie hatte bei alten Kunden rasch ein paar Nachmittagsstunden, wenn der Mann auf Arbeit war, ausgeholfen oder mit Aufbietung aller Willenskraft heimlich in kalter Winternacht bei einem Kerzenstümpchen Näharbeiten gemacht, während der Mann in der warmen Werkstätte über seinen Plänen saß oder mal ein Glas Bier mit Kameraden trank.

Edith mochte hinschauen in das Leben ihrer Schwiegermutter, wohin sie wollte, überall fand sie ein kleines und doch oft so schwer wiegendes Opfer für den Sohn. Aber der manchmal herb geschlossene Mund der Frau sprach davon kein Wort zu den Männern. Und Edith kam nicht dazu, mit Heinz darüber zu reden. Wenn sie mit ihm allein war, schwärmte er vom Vater.

„Es ist doch erstaunlich, wie er das fertig bringt. Ich habe wieder Zeichnungen von ihm gesehen, Türschlösser, Torverzierungen, kleine Halter und Schmuckgegenstände für den Haushalt — bewundernswert, sage ich dir. Der Mann bekommt doch hier nichts zu Gesicht, und dabei arbeitet er, als stünde er mitten in unserem Kunstleben drin. Was wäre aus meinem Vater geworden, wenn er sich hätte frei entfalten können wie ich! Es ist schrecklich, sich klar zu machen, daß man durch seine Existenz einem andern Leben die Sonne weggenommen hat. Nie kann ich meinem Vater das Opfer vergelten, das er mir brachte — nur danken, immer wieder danken!“

Edith schwieg zu solchen Ausbrüchen. Es war ja nur natürlich, daß Heinz so dachte. Ihm, dem sein Beruf das Höchste war, der sich mit jedem, nur nicht mit diesem Verlust abgefunden hätte, mußte ja das Opfer seines Vaters ungeheuer erscheinen. Der Mann fühlte da mit dem Manne, der Künstler, dem die Bewegungsfreiheit vergönnt war, mit dem Geseffelten, Eingeeengten. Und in seinem gesteigerten Dankbarkeitsgefühl empfand Heinz sein Dasein fast wie eine Schuld. Dabei blieb dann für die Mutter nicht viel übrig. Das eben tat Edith weh; aber sie fand nicht den Mut, sich gegen Heinz vollständig auszusprechen. So sehr war sie in seinen Bann geraten, daß sie nichts mehr fürchtete als eine Verstimmung zwischen dem Geliebten und ihr.



Daniel Hly, Genf.

**Kindergottesdienst.**  
(Motiv aus Chambésy bei Genf).  
Phot. H. Künf, Winterthur.

Edith war durchaus keine sanfte, schmiegsame Natur. Sie konnte einen sehr bestimmten Willen äußern, wenn sie etwas durchsetzen wollte — und sie zog zum Entsetzen ihrer Verwandtschaft stets die Konsequenzen ihrer Anschauungen, indem sie sie in Taten umsetzte. Ihr Entschluß, sich einen Beruf zu schaffen und von ihrer eigenen Arbeit, nicht von den Revenuen eines Verwandten zu leben, hatte damals einen Sturm der Empörung entfesselt. Sie ließ sich nicht beirren und schlug sich tapfer, wenn auch kümmerlich durch.

Natürlich geriet sie wie jede Frau, die den Schutz des Hauses verläßt, um sich draußen eine Heimstätte zu suchen, unter gleichstrebende Frauen, die ihr schwankes Schifflein in allerhand Fahrwasser zu steuern suchten. Im Leben dieser oft sehr unglücklichen Wesen hatte fast immer ein Mann das entscheidende Wort gesprochen oder gab noch die Richtung des Steuers an. Edith lernte durch diese Mitstreberinnen die seltsamsten Verhältnisse kennen. Kaum je, daß zwei Menschen wirklich Hand in Hand sich gemeinsam in Liebe und Achtung den Weg suchten. Meist war es ein Kampf, in dem bald der eine, bald der andere Teil unterlag. Diese freien Menschen waren am allerunfreisten. Das Ideal der Utopisten, „eine Liebe ohne gegenseitigen Zwang zur Vervollkommnung des Geistes, der Seele und Veredelung der körperlichen Gemeinschaft“ — dieses Ideal sah Edith nirgends verwirklicht. Es war immer dasselbe Lied: Höchste Lust, dann Enttäuschung, Ermüdung, Leiden auf der einen Seite, Vorwürfe auf der andern, ein verzweifeltes Sichseftklammern, ein rücksichtsloses Sichbefreien, Häßlichkeit und Qual, wo sich der Vorhang vor dem Geheimnis lüftete. Oft ein Schrecken ohne Ende und hie und da auch ein schreckliches Ende, Mord und Selbstmord . . .

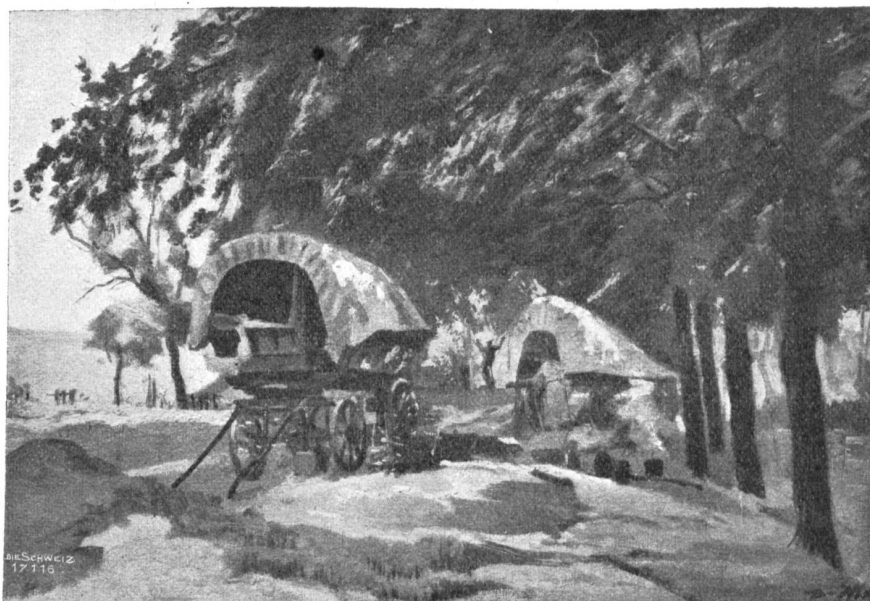
Nein, Edith hatte sich davon überzeugt, daß vielleicht die Gedanken und Vorstellungen unserer Zeit reif sind für freie, hochherzige Verbindungen, nicht aber die Männer und Frauen von heute. Sie wollen das Neue, Größere und können sich doch nicht befreien von dem

Atavismus, der ihr schönes Reformgebäude höhnend zertrümmert. Die Besten unter den freien Paaren, die sich aus dem Freiheitsrausch der Sinne eine seelische Zusammengehörigkeit gerettet hatten, etwas, das sie im edelsten Sinn aneinanderkettete, flüchteten sich schließlich wie unter einen Schutzmantel in die Ehe. Und die wurden glücklich, weil sie die Kämpfe hinter sich hatten.

Auch Edith war einmal nahe daran gewesen, sich in einer unwürdigen Verbindung zu verlieren. Damals lernte sie Heinz kennen, der die Sachlage sofort überschaute und auch sogleich mit äußerster Energie eingriff. Er rettete Edith vor einem abscheulichen Schicksal. Dafür

gab sie sich ihm in heißer Dankbarkeit zu eigen. Gerade sein selbstsicheres, herrisches Besitzergreifen ihrer Person schien ihr die Gewißheit zu verbürgen, daß sie bei ihm geborgen sein würde. Sie war lange genug allein gewesen, hatte die trostlose, trübsinnige Einsamkeit der alleinstehenden Frau durchlitten und sehnnte sich nach einem Halt, nach zwei schützenden Armen. Einmal auf einem Bahnhof war ihr das so recht zum Bewußtsein gekommen. Sie fuhr damals nach einem halbjährigen Aufenthalt in München nach Berlin zurück. Eine Epoche lag hinter ihr: einer neuen, von der sie nichts wußte und auch weiter nichts erwartete, als daß sie ihr das tägliche Brot geben sollte, ging sie entgegen. Unterwegs stieg sie einmal aus und schritt während des Aufenthaltes auf dem Bahnsteig am Zug entlang. Da las sie auf der Querleiste unter der Lokomotive: „Heimatstand Berlin.“ In ihrer wunden Stimmung schmerzte sie das Wort, wie ein feiner Stich. Selbst die Lokomotive, dieses eiserne fühllose Ungeheuer, besaß einen Heimatstand. Und sie, der fühlende Mensch? Wo gehörte sie hin, wo war sie zu Hause, welchen Ort der großen, ach so erschreckend großen Welt konnte sie ihren „Heimatstand“ nennen? Ein entsetzliches Verlassenheitsgefühl hatte sie damals gepackt und ihre Seele mit Grauen und Widerwillen erfüllt. Wenn ihr auf der Reise ein Unglück zustieße, wenn sie irgendwo auf einem heimlichen Waldfleck ermordet und verscharrt würde, kein Mensch würde es merken; denn niemand würde sie vermissen. Das war eine trostlose, elende Zeit gewesen!

Und als dann Heinz kam, sie einfach in seine Arme nahm und ihr sagte: „Bei mir ist jetzt dein Heimatstand,“ da war sie ihm so grenzenlos, so aus erlöster Seele dankbar, daß sie gar nichts anderes mehr wollte als sein Eigentum sein. Und dann kam es viel schöner, als sie gehofft hatte. Heinz wurde ihr Lehrer, ihr geistiger Freund und Berater, der in ihr den ebenbürtigen Kameraden schätzte, mit dem er alle Fragen seines Berufes, alle Gedanken seines lebhaften und vielseitigen Geistes beriet und besprach. Alle feinen Fühl-



Daniel Jhly, Genf. Fahren des Volk.

fäden ihres reichen Innenlebens fanden nun einen Grund, in dem sie Wurzel fassen und gedeihen konnten. Weil sie sich in ihrem Denken, ja sogar in der Veranlagung ihres Talentes so ähnlich waren, gab es auch zwischen ihnen nur anregende Dispute bei abweichenden Urteilen, aber nie einen trennenden Streit.

Diese Gefahr lag in andern Dingen, im Unterschied ihrer Herkunft und in den empfindsamsten Beziehungen vom Manne zum Weibe. Aber auch hier half der gegenseitige gute Wille. Heinz hatte sich die äußern Formen der guten Gesellschaft ganz zu eigen gemacht — die Ehe würde ihn noch über manches andere belehren, wenn Edith nur zuerst geduldig und nachsichtig war. Seit sie seine Eltern kannte, fürchtete sie die Klust nicht mehr. In beiden, Vater wie Mutter, steckte jowiel natürliche Herzensgüte, daß es nur des Samens bedurfte, um allerhand angenehme Kulturpflanzen sich hier entwickeln zu lassen. Jedenfalls dachte Edith, daß, wenn Heinzens Despotismus, seine launischen Herrengeliüste Fehler seien, sie diese Fehler gern ertragen wolle. Der Materialismus zeigte auch bei ihr seine Macht: das selbständige, freidenkende, hochgebildete Weib empfand eine neue seltsame Wonne darin, sich meistern zu lassen und dem angebeteten Manne den eigenen Willen preiszugeben. Nur manchmal überkam sie eine Ahnung, daß diese demütige Sklavenneigung doch eine Gefahr einschließen könnte, daß Heinz sich vielleicht zu sehr überheben und sie in der Folge geringachten könnte. Er neigte ja dazu, das Männliche zu überschätzen auf Kosten des Weiblichen. Sogar ihr Schwiegervater bestätigte das, allerdings in Form eines Lobes:

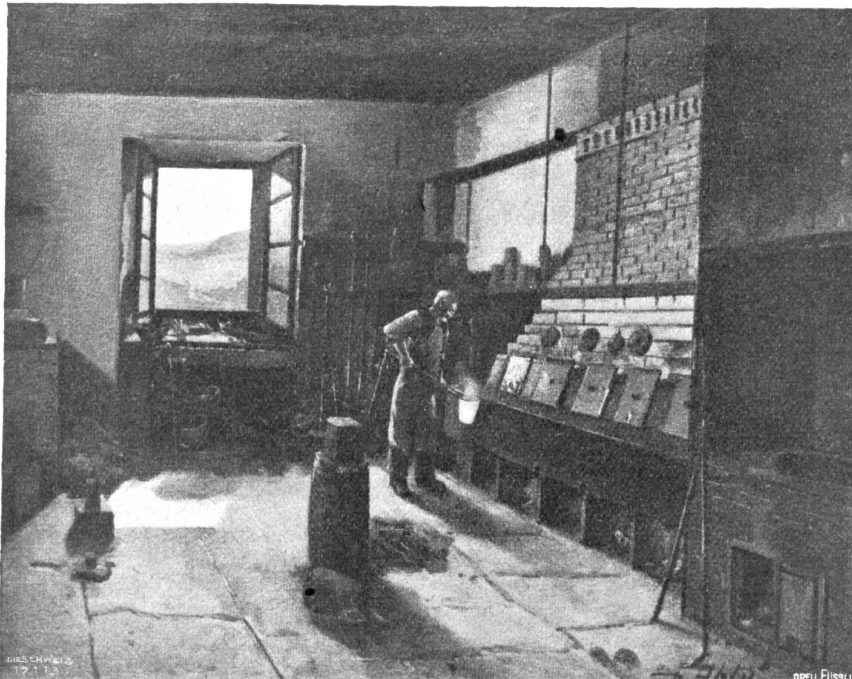
„Ich hab' immer gedacht, der Heinz macht mal 'ne rechte Dummheit, wenn er sich verheiratet,“ sagte er in einer der Werkstattplauderstunden. „Der braucht eine Frau, die selber was ist, jodaß er ein bißel Respekt hat, und doch darf sie keinen Willen gegen ihn haben.

Die Weiber aber, die sich allein durchbringen, die führen auch das große Wort, und das kann der Heinz nicht vertragen. Ich bin nun froh, daß es dir so leicht wird, ihm zu folgen, und daß du ihm doch dabei mehr bist als nur 'ne Frau für die Küche und 's Bett. Der Heinz hat halt Glück auf allen Wegen!“

Edith liebte diese Unterhaltungen mit ihrem Schwiegervater ebenso sehr wie das Geplauder mit der Mutter, obgleich Volker fast nie von Heinz sprach. Dafür erzählte er umsomehr von sich. Dabei lernte Edith eine Welt kennen, die ihr bisher ganz fremd gewesen war. Karl Volker hatte alles durchgemacht: er war mit achtzehn Jahren fast zwei Jahre als Handwerksgefell durch die Lande gezogen; dabei sammelte er sich auf der Straße und bei den verschiedenen Meistern mehr Menschen- und Lebenskenntnis als mancher andere sein Leben lang. Dann kamen die langen, strengen Arbeitsjahre in der Fabrik, das mühsame Ringen um eine eigene Existenz und das langsame Vorwärtkommen Schritt für Schritt. In stillen Nachtstunden die heimliche Beschäftigung mit der Kunst, ein frohes Hoffen, wenn etwas gelang, und dann doch wieder die niederschmetternde Erkenntnis: „Es fehlt dir am Nüttesten, an der Ausbildung; du kannst mit deinem Talent und deiner Sehnsucht doch nie etwas wirklich Großes erreichen!“ Mutlosigkeit, Verbitterung, Unzufriedenheit waren die Folgen dieser Kunstversuche, die darauf wohl eine Zeit lang unterblieben, aber unter einer unbezwingbaren innern Nötigung doch immer wieder aufgenommen wurden.

Der Schwiegertochter, die so still und andächtig zuzuhören verstand, erschloß Karl Volker gern seine Erinnerungsschätze und seine geheimsten Gedanken. Dabei schaute Edith tiefer, als er selbst wollte, und machte eine Entdeckung, die sie Heinz nicht mitzuteilen wagte.

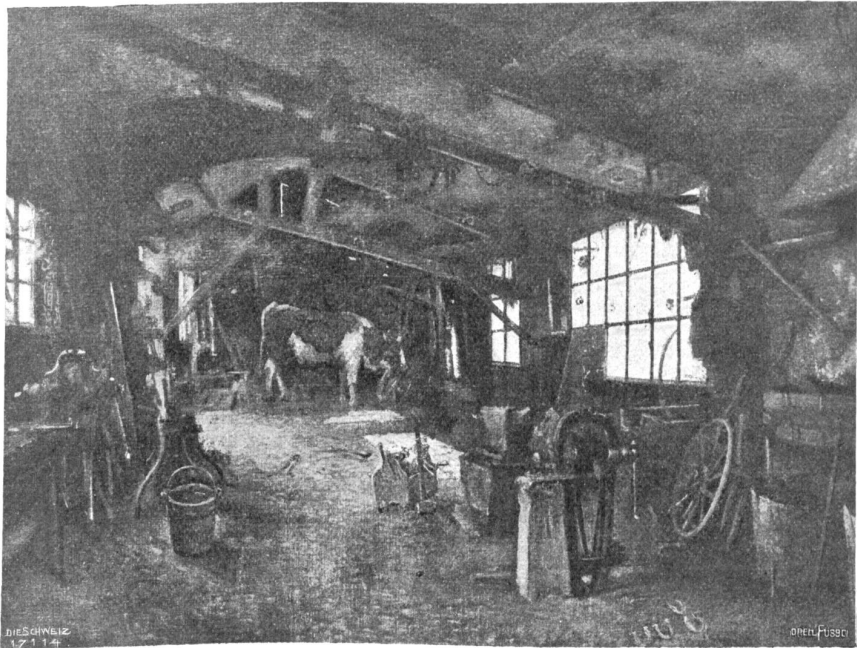
Karl Volker war neidisch auf seinen Sohn! Sein Zorn, daß der Junge seinem väterlichen Rat entgegen auf der Ausbildung seines Talentes bestanden, daß er mit dem Lehrer nach Berlin gegangen und sich auch sonst unter Hunger und Entbehrung durchgesetzt, der jahrelange Groll auf den einzigen Sohn war nichts als Neid! Er sah seine Begabung, sein Verlangen noch einmal aufleben, fast mit seinen Aeußerungen wieder neu werden, und er sah daneben den trotzigsten Mut, die zähe Entschlossenheit, die Schläge und Not ertrug, aber beharrte und sich nicht abbringen ließ vom Ziel. Da überfiel ihn, der bei Seite getreten war, freiwillig zwar, aber doch auch ohne die Kenntnis all dessen, was er aufgab, eine bittere Wut — die Wut des Künstlers, der sich berufen weiß, aber nicht zu den Auserlesenen gehörte.



Daniel Joly, Genf. Goldschmelze zu Chaux-de-Fonds (Intérieurstudie).

Karl Volker war noch jung, ein kaum Vierzigjähriger, in der Vollkraft seiner Mannesjahre, als sich der Sohn neben ihm den Weg mit Gewalt bahnte. Es war kein Greis, der mit resigniertem Herzen dem Jüngling den Aufstieg gönnte und ihn segnete, ein selbst noch Junger mußte zusehen, wie ihm ein anderer mit raschen Sprüngen voraneilte, wie jenem gelang, was ihm für immer versagt blieb. Der Egoismus des Künstlers, jener gierige, grausame, unauslöschliche Trieb, der unbändige Kraft verleiht und das Herz verhärtet gegen alles, was nicht das eigene Schaffen ist, wehrte sich gegen das stumme Entjagen, die stille Opferung für andere. Der zweiundzwanzigjährige Bursche, der seinem Kinde den Vater gab, die Schuld an einem braven Mädel gut machte, genügte damit einer anständigen Herzensregung, einer Mahnung seines Pflichtgefühls. Was er damit auf sich nahm, überschaute der Unerfahrene noch nicht. Das wurde ihm erst später klar, als sein Talent immer mehr durchbrach, als sich mit der Entwicklung des ganzen Menschen auch die Erkenntnis einstellte: Dazu wärst du geschaffen gewesen, und noch heute könntest du manches nachholen, verbessern, ausbilden, wenn du ein freier Mann wärest! Dann folgte ein kluges Sichbecheiden, eine mit ernstem Willen erkämpfte Zufriedenheit. Und das alles geriet ins Bankrott, als des Sohnes Pläne, seine Wünsche ihr Recht verlangten. Nun sollte der kaum zur Ruhe Gelangte von neuem seine Qualen durchkosten. Er sollte täglich vor Augen haben, wie sich ein Entwicklungsgang folgerecht aufbaut, sollte mit ansehen, wie unter Schutz und Pflege ein Talent gedeiht und welche Früchte es bringt. Nein, das konnte er nicht, das wollte er nicht! Sein Sohn sollte ein Leben in Pflichttreue in einem geordneten Beruf führen, wie sein Vater es getan — und entsagen, wie der Vater. Hatte er einst ein Opfer aus Pflicht gebracht, so sollte der Sohn dies auch tun. In seinem aufgewühlten Schmerz, in der verborgenen Qual, die keiner ahnte, dachte Karl Volker gar nicht daran, welche Ungeheuerlichkeit er von seinem Kinde verlangte. Aber der Sohn fügte sich nicht. Er setzte sich durch, weil er jungmütig war und weil ihm die Mutter zur Seite stand. Allein wäre Volker schon mit Heinz fertig geworden; aber gegen die Frau, die das Recht ihres Kindes mit harter Entschiedenheit verteidigte, kam er nicht auf. So hatte er schiedend nachgegeben, Haß im Herzen gegen beide.

Aber nun war auch das überwunden. Heinz, in glücklicher Unwissenheit über den innersten Grund von des Vaters Widerstand, glaubte ihn dadurch zu versöhnen, daß er ihm Proben seines Fleißes, seiner Fortschritte sandte. Anfänglich fielen diese Sendungen wie glühende

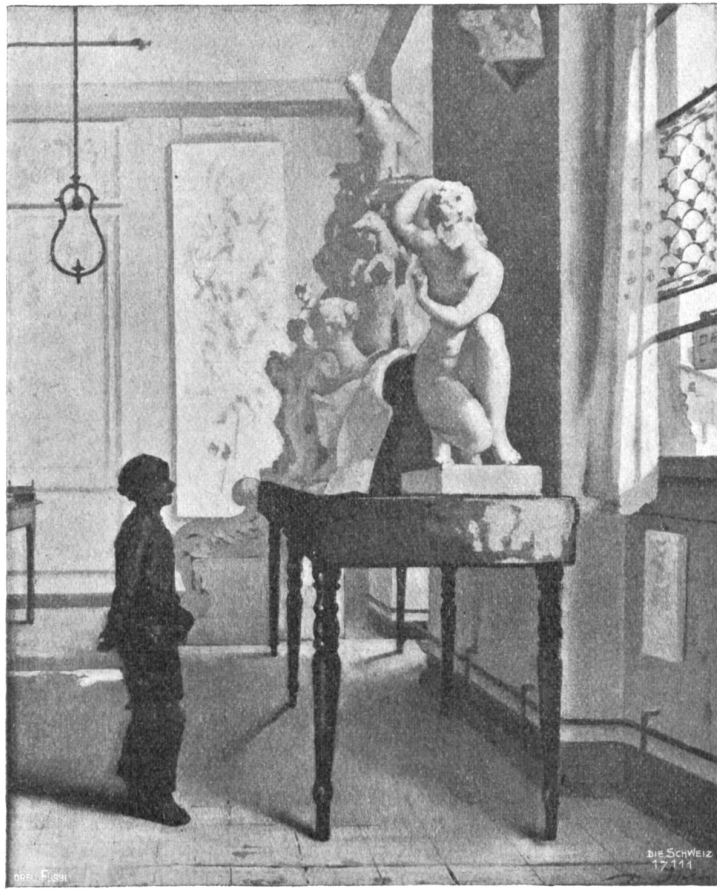


Daniel Jhly, Genf. Dorfschmiede (Interieurstudie).

Tropfen auf empfindsame Haut in die stillen Tage Volkers. Aber sie anzusehen, zu prüfen, konnte er sich doch nicht versagen. Allmählich wartete er schon ungeduldig auf neue, las die langen ausführlichen Schilderungen des Sohnes heimlich immer wieder und ärgerte sich wütend, als er einmal zufällig eine ungünstige Kritik über den Jungen in die Hand bekam. Nun freute er sich über den Sohn, freute sich, als habe er selbst nie einen andern Beruf im Auge gehabt, und genoß Heinzens Erfolge, als seien sie ihm selber beschert. Aber fast zehn Jahre hatte es gedauert, bis sich diese Wandlung in Karl Volker vollzogen. Und in dieser ganzen Zeit hatte erst sehr langsam der Vater über den Künstler gestiegt. Ja, selbst heute noch konnten Stimmungen aufkommen, in denen Volker bittere Gedanken über sein Leben hegte und ein leiser Neid sich in ihm regte, wenn er des erfolgreichen Sohnes gedachte.

Edith nun gab dieser Einblick eine wertvolle Kenntnis vom Manne. Sie schätzte Karl Volker als prächtigen Menschen, und sie begriff sogar, wie sehr er hatte leiden und sich aufbäumen müssen. Aber sie sah auch zugleich, wie leicht zerreißenbar das Band ist, das selbst einen guten Vater mit seinem Kinde verbindet. Hätte Heinz in den gefährlichen Jahren nicht die Mutter gehabt, die zuerst an das Kind und nur an das Kind dachte, seine Kunst wäre dem Künstleregoismus des Vaters zum Opfer gefallen, sein Leben verfehlt gewesen. Doch daran dachte Heinz nie, ja, es kam ihm nicht einmal in den Sinn, daß seiner Entwicklung die schlimmste Gefahr gedroht hatte von dem, dem er am meisten Dank zu schulden glaubte . . .

„Weißt du, Vater, wir wollen heute abend mal kneipen gehen,“ erklärte Heinz, als sie alle in der kleinen Stube saßen und zu Nacht aßen. „Das haben wir in diesem Sommer noch gar nicht getan.“



Daniel Jbly, Genf. Der Schornsteinfeger im Museum.

Karl Volker war gerne bereit. Er zeigte sich nicht ohne Eitelkeit mit dem stattlichen Sohn, dessen schöne Erscheinung die Blicke auf sich zog und von dem er glaubte, daß er in jedem Hause der kleinen Residenz verkehren konnte, wenn es ihm beliebte.

„Kommt nicht zu spät heim!“ mahnte die Mutter, obgleich sie wußte, daß ihr Ratsschlag rascher vergessen als ausgesprochen sein würde. „Das machen wir doch, wie wir wollen!“ sagte Heinz und schlug seinem Vater lachend auf die Schulter. „Nicht wahr, Vater, wir lassen uns nichts vorschreiben?“

„Man muß gar nicht hinhören, wenn die Weiber daherreden! Was Gescheites kommt doch nicht zum Vorschein!“ bestätigte Karl Volker. Dann nahmen die Männer ihre Hüte, nickten einen flüchtigen Gutenachtgruß und gingen.

Edith schaute ihnen bekümmert nach. Die Mutter, der ihr stilles Wesen auffiel, fragte: „Was hast du, bist du nicht gut mit dem Heinz? Hat er dir etwas getan?“

„Nein, getan nicht! Ich kann mich nur noch immer nicht daran gewöhnen, daß er so gar keine Herzlichkeit im täglichen Verkehr hat. Wir sind doch keine Tiere, die ohne eine Formel zueinander und wieder auseinander laufen. Wenn man sich trennt, kann man sich da nicht die Hand geben und sich freundlich ‚gute Nacht‘ sagen? Das Leben ist ja schon hart genug; ein bißchen

Wärme und Herzlichkeit unter den Nächststehenden macht so vieles leichter und besser!“

Frau Volker nickte. „Du magst recht haben; aber wir sind's nun mal nicht anders gewöhnt. Der Heinz hat nie eine Zärtlichkeit zwischen meinem Mann und mir gesehen, da weiß er es eben nicht besser. Wenn ihr mal verheiratet seid, kannst du's ihn ja lehren. Da gewöhnt er es sich schon an!“

Edith widersprach nicht; aber sie dachte, daß es ihr wohl kaum gelingen würde, ihrem herrischen Gebieter etwas an- oder abzugewöhnen. Soweit ließ er es schon gar nicht kommen, und sie selbst hatte in ihrer vergötternden Liebe zu sehr die Zügel aus der Hand gegeben. Sie durfte nicht hoffen, in ihrer Ehe etwas nach ihren Wünschen lenken zu können.

Ihre Schwiegermutter trat wieder an den Tisch und legte Edith eine Hand auf die Schulter: „Komm, Kind, laß uns zu Bett gehen! Mir ist heute nicht besonders gut, hab' wieder den ganzen Tag meine Schwindelanfälle. Ich möchte mich gerne legen.“

Edith war sofort bereit. Sie hatte schon ein paar Mal gebrängt, die Mutter solle wegen dieser Erscheinungen einen Arzt fragen; aber Frau Volker nahm es nicht wichtig, und Karl Volker wehrte ab: „Weiberkram, wird schon vorübergehen!“

Frau Volker seufzte erleichtert auf, als sie im Bette lag. „Jetzt ist mir wieder ganz gut,“ sagte sie; „aber vorhin wurde mir so

schlecht, daß ich glaubte, ich würde umfallen.“

„Das sehe ich jetzt nicht mehr mit an,“ erklärte Edith bestimmt. „Morgen gehe ich mit dir zum Arzt. Solche Zustände läßt man nicht unbehandelt.“

Aber davon wollte Frau Volker nichts wissen: „Wenn erst der Doktor ins Haus kommt, geht er auch so bald nicht wieder. Das kostet mehr Geld, als es nützt. Wenn ich mich nur mal ordentlich ausruhen kann, wird es schon wieder gut werden.“

Doch Edith nahm sich vor, am nächsten Tage ein ernstes Wort mit Heinz zu reden. Der würde dann schon für die richtige Hilfe sorgen. Sie löschte das Licht, damit die Mutter schlafen konnte, und versuchte ebenfalls die Augen zu schließen.

Sie mochte schon eine Weile geschlummert haben, als sie ein seltsamer Ton weckte. Noch schlaftrunken lauschte sie — Da war es wieder, ein Stöhnen, ein röchelndes Atmen. Es kam vom Bett der Mutter. Hastig tastete Edith nach den Streichhölzern; zwei, drei Hölzchen brachen ab, endlich flammte das Licht auf.

Frau Volker lag auf dem Rücken, die Augen in stierer Angst weit aufgerissen, und rang nach Luft. Edith beugte sich erschrocken über sie: „Mutter, was ist dir? Kann ich dir helfen?“

Keine Antwort. Was sollte sie machen? Das sah aus wie ein Erstickenes-anfall. Edith lief an das kleine Fenster und riß es auf. Dann packte sie ihre eigenen



Kopfstützen und schob sie, so gut es gehen wollte, der Kranken in den Rücken, damit der Kopf höher zu liegen kam. Das schien zwar eine Erleichterung zu bedeuten; aber der Zustand wurde nicht besser.

Ein Arzt! Aber wo sollte sie einen finden? Da fiel ihr ein, daß sie das Schildchen eines Arztes gesehen, wenige Häuser entfernt. In höchster Eile kleidete sie sich an, nahm aus der Kleidertasche der Mutter den Hausschlüssel und lief die Treppe hinunter, mehr gleitend, als daß sie die Stufen berührte. Die Haustüre lag schwer in den Angeln; Edith stemmte sich mit äußerster Macht dagegen — jetzt ging sie auf. Auf der Straße sah sie keinen Menschen... Wenn der Arzt nicht zu Hause war oder aus Bequemlichkeit nicht öffnete? Da lag das Haus — in einem Eckfenster schimmerte Licht. Edith riß an der Glocke, nicht eben zaghaft. Gleich darauf wurde der erleuchtete Flügel geöffnet: „Wer da?“

„Die Schwiegertochter von Volkers.“ Die Mutter hat einen Anfall, mir scheint, einen Herzkrampf; ich bin ganz allein mit ihr, bitte, kommen Sie gleich!“

„Sofort!“

Es dauerte nur wenige Minuten, bis Edith Schritte im Hause hörte; aber sie kamen ihr endlos vor. Bis zur gegenüberliegenden Straßenseite trat sie zurück, um nach dem Giebel blicken zu können, in dem die Kranke jetzt ganz allein nach Lust rang. Edith krampfte die Hände: wenn nur nichts geschah, bis sie wieder bei ihr war!

Jetzt trat der Arzt heraus. Edith überslog rasch bei dem schlechten Laternenschein sein Gesicht. Gottlob, er sah klug aus.

Der Doktor griff an seinen Hut: „Das ist gleich nebenan, nicht wahr?“

„Ja, nur wenige Schritte.“

„Hat die Frau das schon öfter gehabt?“

„Ich glaube nicht. Sie klagte nur einige Male über Schwindelanfälle. Auch heute abend wieder. Ich hatte mir dabei vorgenommen, morgen mit ihr zum Arzt zu gehen, weil ich in Sorge war. Da kam der Anfall...“

„Was haben Sie getan?“

Edith berichtete kurz. „Sehr vernünftig,“ lobte der Doktor. „Nun, wir werden schon helfen können!“

Sie fanden die Kranke, wie Edith sie verlassen hatte. Der Arzt nahm eine kurze Untersuchung vor und zog dann ein kleines Stuhl. „Ich werde eine Einspritzung machen. Kann ich etwas warmes Wasser haben?“

„Gewiß! Aber das hält auf, ich müßte erst unten in die Küche gehen. Sie brauchen es doch zum Ausspritzen der Nadel, nicht wahr? Ich habe Aether da und Iyol, das ist Ihnen vielleicht noch angenehmer zum Desinfizieren?“

Der Arzt blickte überrascht auf. „Sie sind ja sehr gut ausgerüstet. Ich bitte um Aether.“

Edith reichte ihm ein sehr elegantes Lederetui, das mehrere etikettierte Flacons enthielt und in kleinen Taschen Watte und Verbandzeug. Auch einige scharfe Scheeren und feine Messer. Der Doktor meinte staunend: „Das ist ja prächtig, hätte ich nie bei einer Dame vermutet!“

Edith ging dem Arzt mit raschem Verständnis für das Nöthige zur Hand; dabei erklärte sie: „Es ist das

Mandöveretui von meinem Vater. Ich halte es nach seiner Gewohnheit im Stand...“

„Was war denn Ihr Vater?“

„Generalmajor.“

Wieder sandte der Arzt einen überraschten Blick nach dem jungen Mädchen, während er sorgfältig die Nadel gegen das Licht hin ausspritzte. Die Tochter eines hohen Offiziers in dieser äußerst einfachen Umgebung, das erschien ihm rätselhaft. Aber ihm blieb keine Zeit zum Staunen. Die Kranke war immer noch nicht bei vollem Bewußtsein, und die Atemnot quälte sie fürchtbar.

Edith hielt das Licht, und die Nadel glitt mit sicherem Stich unter die Haut des Armes. Gleich darauf atmete Frau Volker ruhiger. Nun kehrte auch in ihrem Blick das Bewußtsein wieder. Erstaunt maß sie erst den Doktor, dann Ediths blaßes Gesicht. Sie wollte sprechen; aber der Arzt verwehrte es:

„Sie haben einen kleinen Anfall gehabt, Frau Volker, und Ihre Schwiegertochter hat mich geholt. Nun müssen Sie aber schön still liegen und schlafen. Morgen können wir ausführlich über die Sache reden. Machen Sie nur die Augen wieder zu!“

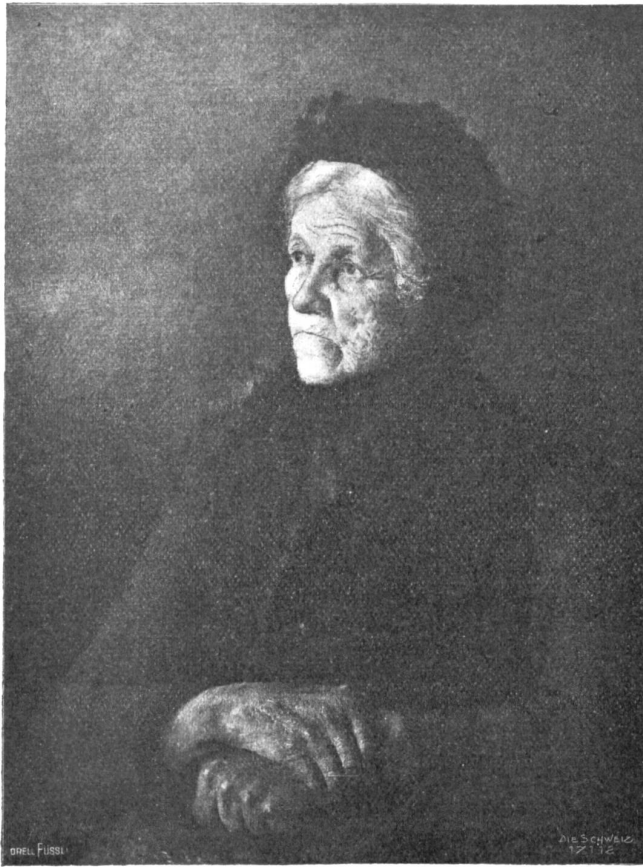
Edith beugte sich zärtlich über die Mutter und streichelte ihr liebevoll die Stirn. „Ja, schlaf' nur, ich bleibe bei dir und gebe acht, daß nichts geschieht.“

Frau Volker lächelte beruhigt und schloß gehorjam die Augen. Bald atmete sie tief und ruhig wie im gesunden Schlaf.

Der Arzt winkte Edith ans Fenster und sprach leise zu ihr. „Ich denke, daß die Nacht gut vorübergeht. Aber lassen Sie Ihre Schwiegermutter morgen früh nicht aufstehen, bis ich komme! Ungefährlich war der Anfall nicht. Jedenfalls ist das Herz schwer angegriffen,



Daniel Jbly, Genf. Der Traum des Bildhauers.



Daniel Jhly, Genf. Die Großmutter.

überanstrengt, in gewissem Sinne verbraucht. Man hat das sehr oft bei Frauen, die bei harter Arbeit sich nur ungenügend ernährten und dadurch ihre Kräfte vor der Zeit erschöpften. Wenn hier energisch eingegriffen wird mit Ruhe, guter Pflege, vielleicht einem Luftwechsel, kann noch vieles nachgeholt werden; aber freilich, in der bisherigen Weise darf es nicht weiter gehen!"

"Das soll es auch nicht, Herr Doktor," erklärte Edith sehr bestimmt; „dafür lassen Sie nur mich sorgen!"

"Ja, Sie scheinen allerdings ein ungewöhnlich vernünftiges Persönchen zu sein!" lachte der Arzt und nahm seinen Hut. Edith begleitete ihn bis zur Haustür und schloß sorgfältig hinter ihm ab. Die Männer waren noch nicht zu Hause, obgleich es schon eine Weile Mitternacht geschlagen hatte.

(Fortsetzung folgt).

## Maria.

Nachdruck verboten.

Phantasien aus einem phantastischen Kinderleben  
von Dora Hanhart, Zürich.

Storm ist ihr Lieblingsdichter. Sie liebt seine Nächte, in denen der Mond auf weiße Terrassen fließt. Sie liebt auch seine Frauen, seine schönen, bleichen Frauen mit dem wehen Lächeln auf dem Munde. Die Frauen liebt sie mehr als die anmutigen Mädchen. Immer tragen sie weiße Gewänder, und das Weiße hebt sich wundervoll ab von den dunkeln Baumgruppen im Park. Maria wird nur weiße Kleider tragen, wenn sie groß ist.

Vielleicht mit einer langen Schleppe daran — sie weiß es noch nicht genau. Storm hat auf seinen Wässern träumende Seerosen. Wasserrosen sind eigentlich wundervoll. Sie möchte einen Gürtel, der aus lauter solchen Blumen besteht. Sie möchte so schön sein wie Storm'sche Frauen und Rosen. Am Abend löst sie ihr braunes Haar und freut sich daran. Sie hat wirklich sehr schönes Haar. Sie spielt gerne Prinzessin damit. Dann denkt sie an traurige Helden, die zu ihren Füßen lägen, sie anbetend. Und sie stellt sich vor, wie sie die liebenden Ritter gütig auf die Stirne küssen würde, so gütig, ja, ein wenig herablassend, wie Königinnen Wohlthaten erweisen. Und immer noch blickt sie in den Spiegel. Und sie hat das gütig nachlässige Lächeln um den Mund. Dann schiebt sie ihr Haar für die Nacht. Sie erwägt ernsthaft, ob es wohl recht in Verwirrung käme, wenn sie es lose über die Kissen fluten ließe. Das müßte wunderschön sein. Und „fluten“ war die richtige Bezeichnung dafür. Sie hat die Hände gefaltet, sie lächelt, schon im Schläfe. Jetzt ist sie Kind, so ganz Kind. Sie ist ja nur vierzehn Jahre alt...

Auf dem Dachboden hat es ein Guckloch, und wenn man hindurchschaut, so sieht man ein Stück schöner Welt. Tief unten liegt der Garten, weiter nach rückwärts schimmert ein Streifen See und grünes Hügelband. Aber über allem schwebt die Sonne. Sie ist rund wie das Guckloch und blendend golden. Wenn man sie anschaut, dann tanzen schwarze Kugeln vor den Augen. Mama sagt, daß man nicht in die Sonne gucken solle. Man könne sonst erblinden. Maria kennt einen blinden Mann; er kommt von Zeit zu Zeit hausieren und sagt jedesmal: „Ja, ja, kleines Fräulein, das Himmelslicht ist das größte Glück!“ Dann hat sie jedesmal sehr ernsthaft mit dem Kopfe genickt. Wenn er sie „Fräulein“ nennt, muß sie sich auch erwachsen benehmen. Die großen Leute tun immer so furchtbar kummervoll. Wenn nun Licht Glück ist, warum sollte man nicht hineinschauen dürfen? Warum strafe der liebe Gott einen dann mit Blind-

heit? Storm schrieb auch von Glück; also mußte es sehr schön sein. Maria denkt nach. Vielleicht ist es darum so schön, weil man es nicht haben darf, weil man nicht ungestraft in die Sonne gucken kann. So mußte es sein. Das Kind liegt platt auf dem Boden, hat die Ellenbogen aufgestützt und steckt sein Näslein durch die Öffnung. Wenn sie ihren Namen rufen hört, schreckt sie jedesmal so zusammen, daß ihr Köpflein unsanft gestoßen wird. Sie weiß wohl, daß sie nicht träumen soll. Maria hat auch Geheimnisse. Geheimnisse sind so schön wie Märchen. Und Märchen mag sie sehr gern. Ihr größtes Geheimnis ist und bleibt Storm. Das kann man sich übrigens denken. Sie glaubt fast, daß sie ihn schrecklich liebt. Wenn sie daran denkt, wird ihr immer ein bißchen schlecht, so, wie wenn sie drei Stück Kuchen hintereinander gegessen hat. Denkt sie an Storm, so kriegt sie eine Gänsehaut. Das muß wohl die Liebe sein. Man zählt doch schon vierzehn Jahre. Das war ein reizendes Geheimnis. Vielleicht war sie verlobt! Man weiß es eben zuerst nicht ganz genau, und darüber sprechen tut man auch nicht... Dann hat sie noch ein Geheimnis. Sie dichtet. Sie erschrickt immer ein wenig, wenn sie es sich sagt: es ist eben zu wundervoll! In einer Mauerpalte hält sie ihre Manuskripte verborgen. Und einen schön zugeispigten Bleistift trägt sie immer mit sich herum. Mama sagt, daß man alle guten Gedanken sofort aufschreiben müsse. Und sie hat soviel, wie sie dünkt, gute Gedanken! Aber ihre Gedichte zeigt sie keinem Menschen, nicht Papa und nicht Mama. Kein rechter Dichter tut so etwas. Sie kann alle ihre Verse auswendig und deklamiert sie zum Guckloch hinaus. Aber ihre schönste Dichtung ist die Tragödie der Juliane. Fast muß sie weinen ob dem traurigen Schicksal der Juliane, die vor Herzeleid um ihren ungetreuen Bräutigam sterben muß. Und Juliane